

**Der Fall Evas -
Weiblichkeit ist an allem schuld**

Autorin und Sprecherin: Dr. Heidi Salaverría *
Redaktion: Ralf Caspary
Sendung: Sonntag, 28. Januar 2007, 8.30 Uhr, SWR 2

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Mitschnitte auf CD von allen Sendungen der Redaktion SWR2 Wissen/Aula (Montag bis Sonntag 8.30 bis 9.00 Uhr) sind beim SWR Mitschnittdienst in Baden-Baden erhältlich. Bestellmöglichkeiten unter Telefon: 07221/929-6030

Ansage:

Heute mit dem Thema: „Der Fall Evas - Weiblichkeit ist an allem schuld“.

Seit Adam und Eva werden viele menschliche Probleme der armen Eva angehängt, sie sind Evas Fall und damit auch ihre Schuld. Man könnte auch sagen: Weiblichkeit steht als Repräsentantin für schlechthin jedes x-beliebige Thema. Mag es sich nun um die Demografie handeln und um die Frage, warum junge Frauen zu wenig Kinder bekommen, mag es sich um die Vereinbarkeitsdebatte handeln, bei der es um die Trias Beruf, Kind, Familie geht, mag es sich um den neuen Feminismus handeln – immer steht die Frau für irgendein gewichtiges gesellschaftliches Thema, immer fungiert sie als Projektionsfläche.

Genau dieses Phänomen thematisiert und analysiert in der SWR2 AULA Heidi Salaverría. Sie ist promovierte Philosophin, zugleich Performance-Künstlerin, und sie sagt: Immer, wenn wir über das Frau- Sein diskutieren, über die Rolle der Mutter oder der Geliebten, über weibliche Popstars oder Models, dann mischen sich unmerklich Frauenbilder in den Diskurs, die obsolet und vor allem auch völlig fiktional sind. Was das genau heißt und wie man diese Bilder überwinden kann, zeigt Heidi Salaverría im folgenden Vortrag.

Heidi Salaverría:

Ausgelöst durch einige Artikel und Veröffentlichungen wird seit dem letzten Jahr wieder vermehrt um die Rolle der Frau, insbesondere der Mutter, gestritten – die einen beklagen, dass Akademikerinnen zu wenig Kinder bekommen, die anderen schlagen gleich vor, die Frau möge sich auf ihre Rolle als Mutter, Ehe- und Hausfrau zurück besinnen, wie es die Natur des Menschen, der Wille Gottes oder am besten beides zusammen gebietet. Schuld daran, dass die Frau-an-sich ihrer von den Genen oder dem Schöpfer vorgesehenen Bestimmung nicht rechtmäßig und zufriedenstellend zugeführt wird, sind in diesem Fall nicht alle Frauen, sondern die berüchtigte Spezies der Feministinnen, welche den Frauen eingeflüstert hatte, etwas anderes zu wollen als eben ihre ursprüngliche Bestimmung. Erstaunlich, dass so wenigen die offensichtliche Widersprüchlichkeit kursierender Thesen über Weiblichkeit auffällt: Wie kann die Frau für das Gute UND das Schlechte, für das Reine UND das Unreine, für das Heilige UND die Sünde stehen? Und nebenbei gefragt: Was hat das mit der Realität zu tun? Zeit für eine philosophische Rekonstruktion.

Meine These lautet: Die widersprüchliche Repräsentation von Weiblichkeit ist auf die Vermengung zweier unterschiedlicher Ebenen zurückzuführen: der Ebene der politischen und der fantasmatistischen Repräsentation. Gerade die wieder neu behauptete Natur der Frau und das Wesen der Weiblichkeit an sich, die sich angeblich und einerseits im Wunsch nach Häuslichkeit, Kindererziehung und Sorge um den Ehemann manifestiert, andererseits jedoch in ungezügelter Sinnlichkeit und Sexualität zum Ausdruck kommt, die es zu bändigen gilt, zeigt umso deutlicher das Gegenteil: Nämlich eigentlich längst überholt geglaubte und durchweg widersprüchliche Fantasmen weiblicher Repräsentation, die in einer prekären Wirtschaftslage aus den trüben Gewässern reaktionären Gutdünkens wieder an die Oberfläche gespült werden.

Es kommt zu einer Art Verschiebung: Anstatt die strukturellen wirtschaftlichen und politischen Hintergründe zu beleuchten, die dazu führen, dass es beispielsweise hierzulande im Unterschied zu Frankreich und Spanien für Frauen schwieriger ist, Beruf und Familie zu vereinbaren, also anstatt danach zu fragen, ob Mütter und Väter in Deutschland eigentlich politisch angemessen repräsentiert und ihre Interessen entsprechend vertreten werden bzw. inwiefern eigentlich die Väter ihrer Verantwortung nachkommen, breitet sich ein beschwörendes Raunen über das Weibliche und die Mutterschaft an sich aus, welches die politischen Hintergründe wieder zunehmend verdunkelt. Man fängt quasi wieder an, Frauen in Allegorien zu verwandeln, die einen zu Allegorien der Fruchtbarkeit, die anderen (also die feministischen) zu Allegorien des Unheils. Politischer Vorteil: Allegorien sprechen nicht! Wohl aber funktionieren sie als Abschreckung. Wenn eine Gesellschaft plötzlich wieder gegen den Feminismus wie gegen einen Voodoo-Fluch agitiert, verantwortlich für Kinderlosigkeit, Ehescheidungen, unglückliche und nicht begehrenswerte Frauen, dann kann man sicher sein, dass dadurch einige Frauen verunsichert und abgeschreckt werden, die vielleicht gerade noch darüber nachdachten, warum beispielsweise nicht die männlichen kinderlosen Akademiker kritisiert werden. Wer in diesen trüben Gewässern nicht baden gehen will, ist gut beraten, auf der Suche nach Erklärungen fantasmatistische von politischen Repräsentationen zu unterscheiden.

Einige Frauen fühlen sich vom Feminismus politisch repräsentiert, und ich schreibe ‚einige‘ und nicht ‚alle‘, weil Frauen es sich aussuchen können, ob sie feministisch sein wollen oder nicht. Darin besteht der große Vorteil der politischen Repräsentation

gegenüber den Fantasmen: Denn politische Repräsentation funktioniert nur aus der Perspektive der jeweils Beteiligten heraus, auf unser Thema bezogen: aus der Perspektive der beteiligten Frauen heraus. Fantasmatische Repräsentation dagegen funktioniert gerade nicht aus der Perspektive der Beteiligten, sondern nur als Zuschreibung von Außen. Aber: Da es ein mühevoller Prozess ist, alle Beteiligten zu fragen, kippt politische Repräsentation naturgemäß schnell in ihr Gegenteil. Frauen politisch zu repräsentieren würde z. B. heißen, dass jenen Frauen, die Kinder bekommen möchten, bezahlbare Kitas und Kindergartenplätze zur Verfügung stehen, es würde aber auch heißen, selbstverständlich davon auszugehen, dass genauso viele Väter wie Mütter Erziehung und Beruf vereinbaren können, dürfen, sollten. Politische Repräsentation heißt ebenso, dass die Interessen von jenen Frauen vertreten werden, die kinderlos glücklich werden möchten. (Um die Rechte der kinderlosen Väter muss sich dagegen wohl niemand Sorgen machen.)

Fantasmatische Repräsentation dagegen heißt, dass Frauen als Rabenmütter gelten, wenn sie Karriere und Kinder wollen, dass sie als Glucken gelten, wenn sie keine Karriere und Kinder wollen, dass irgendetwas mit ihnen nicht stimmt, wenn sie überhaupt keine Kinder wollen, dass sie ein Fall fürs Sozialamt sind, wenn sie mehr als zwei Kinder abzüglich Mann und Job haben, dass sie ein Fall für den Psychiater sind, wenn sie weniger als zwei Kinder zuzüglich Job und abzüglich Mann haben, dass sie, außer Ursula von der Leyen, ein Fall fürs Sozialamt und für den Psychiater sind, wenn sie mehr als zwei Kinder zuzüglich Karriere und Mann haben wollen, wobei sie dann gar keine Zeit mehr für den Psychiater haben werden, undsoweiterundsoweiter. Man kann die fantasmatische Repräsentation der Frau auch mit dem Psychoanalytiker Jacques Lacan zuspitzen und sagen: *La femme n'existe pas* – Die Frau gibt es gar nicht! Was bleibt sind wilde Fantasien und Ängste!

Kinder brauchen Märchen, damit sie nicht so viel Angst haben. Weil sie vieles noch nicht verstehen, erzählt man ihnen Geschichten, in denen alles ganz einfach ist. Das hilft ihnen, sich in der Wirklichkeit zu orientieren. Wenn Erwachsene Angst haben, fangen sie an, sich gegenseitig Märchen zu erzählen. Das hilft ihnen allerdings nicht unbedingt, sich in der Wirklichkeit zu orientieren. Denn im Unterschied zu Kindern sollten Erwachsene den Unterschied zwischen Märchen und Wirklichkeit besser kennen und sich von Fantasmen nicht den Kopf verdrehen lassen. Wenn eine Gesellschaft dagegen wieder anfängt, Frauen wahlweise für so etwas wie böse Hexen, gute Feen oder verführerische Meerjungfrauen zu halten, ist das ungefähr so, als würde unsere Zivilisation plötzlich an die Existenz von King Kong, dem Weihnachtsmann und Dracula gleichzeitig glauben. Damit das nicht passiert, ist es wichtig, die oben genannten Ebenen auseinander zu halten.

Zur fantasmatischen Repräsentation von Weiblichkeit: Wer die Macht hat, hat bekanntlich auch die Definitionsmacht. Dass Englisch gegenwärtig in der westlichen Welt die meist gesprochene Sprache ist, liegt an der Geschichte britischer Kolonisation und daran, dass die USA heute die Weltmacht Nummer eins sind. Nicht etwa daran, dass Englisch eine besonders leicht zu erlernende Sprache ist. Es gab Zeiten, in denen die Gelehrten Europas sich auf Latein verständigten. Und sollten die Chinesen im nächsten Jahrhundert Weltmacht Nummer eins sein, wird kein Mensch mehr auf die Idee kommen, chinesisch für eine besonders komplizierte Sprache bzw. Mandarin für eine Obstsorte zu halten. Es wird einfach jeder Mandarin sprechen. Heute hingegen können die meisten Westler mit der chinesischen Sprache ungefähr soviel anfangen wie mit einem UFO. Dass Andersheit indessen eine Frage der Per-

spektive und der Gewohnheit ist und nicht eine Frage wesenhafter Fremdheit und Unverständlichkeit, zeigt sich beispielsweise schon daran, wie schnell die Deutschen die chinesische Küche liebgewonnen haben. Meine Großmutter hielt chinesische Suppe noch für ein Missverständnis, in der Generation meiner Eltern gab es bald schon einige, die mit Stäbchen essen konnten. Das Beispiel zeigt, dass die fantasmatistische Konstruktion von Andersheit viel beweglicher ist, als wir vielfach selbst bemerken. Sobald sich die Perspektive auf etwas verändert, hält man nämlich die neu gewonnene Perspektive für selbstverständlich. Sobald man mit Stäbchen essen kann, wird so getan, als wäre es immer schon so gewesen.

Nun ist das Patriarchat wesentlich älter als die Verbreitung chinesischer Stäbchen in Deutschland, wesentlich älter auch als die westliche Dominanz englischer Sprache. Deswegen überrascht es nicht, dass patriarchale Konstruktionen von Weiblichkeit ziemlich hartnäckig sind. Durchschnittliche Diskurse der westlichen Kultur konstruieren das Selbst als männlich und halten das vorherrschende Bild von Männlichkeit für normal und repräsentativ, etwa so, wie der durchschnittliche US-Amerikaner englisch für DIE repräsentative Sprache hält. Als Kind glaubte ich lange Zeit, alle Pfarrer müssten klein und dick sein, einfach deswegen, weil der einzige Pfarrer, den ich kannte, klein und dick war. Im harmlosen Miniaturformat beschreibt dies die Identitätslogik, vor der schon Adorno warnte. In der Durchschnittskultur des Westens wird Weiblichkeit aus einer ähnlichen Logik heraus eine Position der Andersheit zugeschrieben und dabei als ähnlich mysteriös und unverständlich konstruiert, wie den meisten von uns heute chinesische Schriftzeichen erscheinen. Es ist übrigens noch gar nicht so lange her, dass Sigmund Freud weibliche Sexualität als dunklen Kontinent beschrieb. Es wäre von etwa gleicher inhaltlicher Aussagekraft gewesen, weibliche Sexualität als chinesische Stäbchen zu beschreiben.

Denn das Merkwürdige an der fantasmatistischen Repräsentation von Weiblichkeit ist, dass sie völlig widersprüchliche Inhalte transportiert. Die Theoretikerin Elisabeth Bronfen hat es in einem Aufsatz zum Thema Weiblichkeit und Repräsentation so formuliert: Die Frau repräsentiert die Grenzen, Ränder oder Extreme der Norm: das extrem Gute, Reine und Hilfloze oder das extrem Gefährliche, Chaotische oder Verführerische - die Heilige oder die Hure, Jungfrau Maria oder Eva. Kurz gesagt, die Frau wird zu Projektionsfläche. Bronfens semiotisch-psychoanalytisches Erklärungsmodell dafür lautet: Formal betrachtet entsteht in der Repräsentation immer eine Leerstelle zwischen dem Bezeichneten und dem Bezeichnenden. Wenn ich einen Gegenstand bezeichne, ist der Begriff nicht der Gegenstand. So weit, so klar. Doch, so Bronfen, um diese Lücke zu füllen, hat sich in unserer Kultur eine paradoxe Phantasie gebildet, mit der diese geschlossen werden kann. Ein Fantasma, welches sowohl die Lücke oder den Mangel repräsentiert als auch den daraus resultierenden Wunsch nach Unversehrtheit und Ganzheit. Und diese paradoxe Repräsentation des Repräsentationsmangels, Sie ahnen es schon, ist das Fantasma der Weiblichkeit.

Nun kann man geteilter Auffassung darüber sein, inwiefern die Psychoanalyse recht darin behalten wird, dass unsere Gesellschaft auf ewig dazu verdammt ist, vom Ödipuskomplex durchgeschüttelt in einer Art symbolischen Vorhölle zwischen Kastrationsangst und Wunsch nach Rückkehr in den Mutterleib zu schmoren. Denn das Fantasma der Weiblichkeit ist hoffentlich ebenso ein Fantasma wie die Vorhölle. Darin sollte es sich von politischen Repräsentationsformen differenzieren lassen. Doch auch wenn die Psychoanalyse nur eine mögliche Interpretation unser inneren Dämonen liefert, halten sich bestimmte Bilder von Weiblichkeit hartnäckig und bis in die

geheimsten sexuellen Begehrensstrukturen hinein. Ein Blick in die Pornographie-Industrie oder nach Hollywood genügt, um zu sehen, dass DAS unschuldige Mädchen (bezeichnenderweise im Deutschen mit sächlichem Artikel versehen!), die nicht mehr unschuldige Lolita, die strafende Domina, der gefallene Engel, die unerreichbar schöne Ikone, usw. weiterhin auf der Tagesordnung stehen und jeweils von dem thematisch korrespondierenden Helden gerettet, verführt, bestraft oder angebetet werden.

Doch gerade weil diese alten Fantasmen sich sogar als sexuelle Phantasien in unseren Köpfen eingenistet haben, denen wir auch ein bisschen ausgeliefert sind, lässt sich auf bildlich-ästhetischer Ebene damit spielen. Viele Künstlerinnen spielen mit den weiblichen Zuschreibungen und Stereotypen und stellen sie dadurch auf den Kopf. Am bekanntesten ist in diesem Zusammenhang wahrscheinlich der Popstar Madonna. Sie hat bald alle weiblichen Repräsentationsformen von Lolita bis Evita durchgespielt und übersteigert. Mal gibt sie das Vamp, dann wieder lässt sie sich symbolisch ans Kreuz nageln. Inwiefern sie damit subversiv ist oder letztlich kommerzielle Erwartungen und Sensationslust bedient, darüber lässt sich trefflich streiten. Und das ist ja auch schon viel wert.

Eine in den USA, aber hier sehr erfolgreiche, aber nicht ganz so bekannte Künstlerin wie Madonna ist die Produzentin, Sängerin und Rapperin Missy Elliot. Sie ist gleich aus mehreren Gründen ein Phänomen. Als eine der wenigen weiblichen und schwarzen Produzentinnen und Rapperinnen entspricht sie nicht gerade den Schönheitsidealen der Videoclipkultur, da sie eher klein und korpulent ist, und tritt dennoch völlig unbekümmert mit großem Selbstbewusstsein und Sexappeal in ihren Videoclips auf. Obendrein schafft sie es gleichzeitig, sich durch ihre anspruchsvolle Musik bei Männern wie Frauen Respekt zu verschaffen. Noch dazu sind ihre Texte sexuell sehr explizit und dabei schafft sie es gleichzeitig, eine Position der Stärke beizubehalten. Missy Elliot ist also eigentlich ein Wunder. Jedenfalls ist sie ein Beispiel dafür, dass weibliche Fantasmen sich mit Mut und Phantasie scheinbar recht schnell umprägen lassen können.

Von den glücklicherweise mehr werdenden Ausnahmen abgesehen – wie konnte sich das Fantasma der weiblichen Andersheit so lange halten? Möglicherweise umfasst Weiblichkeit als Quasi-Superrepräsentation diese widersprüchlichen Inhalte, weil es sich um den vermutlich einzigen Fall in der Geschichte der Menschheit handelt, in welchem Macht und Begehren auf engstem Raum kollidieren. Bei Konflikten zwischen rivalisierenden Völkern gibt es Krieg oder es werden Grenzen gezogen, und ich sage nicht, dass das besser ist. Im Fall des Geschlechterkampfes bestand dagegen bislang, schon aus Reproduktionsgründen, nicht die Möglichkeit, sich auf getrennte Territorien zu einigen. Männer und Frauen teilen sich nicht nur die Kontinente, sondern oft genug ein Bett. Um in dieser verkürzten Kriegsmetaphorik zu bleiben: Eine Strategie, den Feind im eigenen Bett zu bannen, besteht darin, ihn (also: SIE) als nicht ganz zurechnungsfähig, als irrational, als GANZ ANDERS zu deklarieren. Wer nicht zurechnungsfähig ist, darf natürlich nicht wählen gehen, und wenn ich richtig informiert bin, gibt es noch heute einige Landstriche, in denen Frauen nicht wählen dürfen.

Natürlich besteht eine Erklärungsmöglichkeit für die Rätsel der Geschlechterfrage weiterhin darin, eben an die wesenhafte Andersheit der Frau zu glauben. Das kann man natürlich tun, man kann schließlich auch an die unbefleckte Empfängnis glau-

ben. Eine alternative Erklärungsmöglichkeit besteht darin, Rätsel nicht durch weitere Rätsel zu erklären, sondern von Machtverhältnissen auszugehen. Die Feministin Simone de Beauvoir hat die Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern auf zwei Punkte zurückgeführt. Solange es noch keine Geburtenkontrolle gab, waren Frauen in ihrem Handlungsspielraum eingeschränkter als Männer und faktisch von ihnen abhängig. Sie schreibt schon 1949 in „Das andere Geschlecht“: „Nicht, indem [...] [der Mensch] sein Leben hergibt, sondern indem er es wagt, erhebt der Mensch sich über das Tier; deshalb genießt innerhalb der Menschheit das höchste Ansehen nicht das Geschlecht, das gebiert, sondern das tötende Geschlecht.“ Daran knüpfte sich lange ein spezifisches und paradoxes Anerkennungsverhältnis, welches Beauvoir so formuliert: „Die Frau ist das andere, das sich annekieren lässt und doch das andere bleibt. Dadurch aber ist sie so unerlässlich notwendig für das Glück des Mannes und seinen Triumph, dass man sagen kann: wenn sie nicht existierte, hätten die Männer sie erfunden. Doch existiert sie auch außerhalb von ihnen. Deshalb erfüllt sich in ihr ein Traum und zerrinnt doch zugleich.“ Das ist nicht schön, und schon gar nicht romantisch. Wie könnte eine freundliche, realisierbare und nicht-fantasmatische Alternative zu diesen Schreckensszenarien aussehen?

Zur politischen Repräsentation von Weiblichkeit: Die Feministin Theresa de Lauretis hat vorgeschlagen, zwischen DER Frau und DEN Frauen zu unterscheiden. DIE Frau wäre in etwa das, was hier als fantasmatische Repräsentation beschrieben worden ist. Aber wer sind DIE Frauen aus Sicht einer politischen Repräsentation? Ein Blick in die Geschichte des Feminismus im 20. Jahrhundert zeigt, dass es lange Zeit zwei theoretische Grundströmungen gab: den Gleichheitsansatz und die differenztheoretische Ausrichtung. Ein Ansatz ging davon aus, Männer und Frauen seien eigentlich und prinzipiell gleich, der andere, sie seien prinzipiell verschieden. Der Gleichheitsansatz wurde von Simone de Beauvoir entwickelt: Sie verweist darauf, dass man nicht als Frau zur Welt kommt, sondern dazu wird. Wir sind nicht in erster Linie Frauen oder Männer, sondern Menschen, die sich Geschlechtsidentitäten aneignen. Weibliche Identität ist ein akzidentielles Attribut, von dem Frauen sich freimachen können und sollten, denn Weiblichkeit, so Beauvoir, heißt Unfreiheit. Allerdings stellt Weiblichkeit auch lediglich ein historisch veränderbares Konstrukt dar. Beauvoir geht davon aus, dass alle Menschen die gleiche Möglichkeit haben, sich selbst frei zu entwerfen. Zum Menschsein gehört die transzendente Subjektwerdung. Mit dem Konstrukt Weiblichkeit hingegen ist die Annahme von Immanenz verknüpft. Alltags-sprachlich lässt sich dieser Terminus vielleicht am ehesten damit übersetzen, nicht über den eigenen Tellerrand hinaus blicken zu können.

Der differenztheoretische Feminismus stellt einen Gegenentwurf dar, der dieses binäre Denkmuster von transzendente versus immanente Handeln selbst noch als Reflex patriarchaler Strukturen ansieht. Das Freiheitskonzept, welches Beauvoir vertritt, so ihre Kritikerinnen, bildet nur die halbe Wahrheit ab. Beauvoir wurde dafür kritisiert, dass in ihrem Modell Frauen eigentlich wie Männer handeln müssten, um frei sein zu können. Luce Irigaray hat deswegen die These formuliert, dass unser gesamter abendländischer Denkhorizont, inklusive der Konstruktion von Weiblichkeit, dem patriarchalen Denken verhaftet ist. Ein Beispiel zur Veranschaulichung: Solange die USA Weltmacht sind und die Chinesen versuchten, an dieser Macht teilzuhaben, indem sie in Peking englisch als Amtssprache einführten und den Hamburger zum Nationalgericht erklärten, wären sie noch der Logik US-amerikanischen Denkens verhaftet. Erst wenn China Weltmacht, in den USA Mandarin als Amtssprache und Stäbchen als Besteck eingeführt wären, hätte die eine Kultur wirklich die andere ab-

gelöst. Der Vergleich hinkt allerdings deswegen, weil es kein „Frauenland“ gegenüber einem „Männerland“ gibt, und weil wir gar nicht wissen, wie Frauen oder Männer wirklich sind. Falls unser gesamtes Denken patriarchal sein SOLLTE, woher sollten wir dann wissen, wie das GANZ ANDERE aussehen KÖNNTE? Sie merken schon, diese Ansatz droht, selbst ins Fantasmatische zu kippen und die Fantasie von Weiblichkeit als Andersheit zu reproduzieren.

Auf der anderen Seite hat Irigaray damit recht, dass der ideale Zustand des Menschen sich nicht auf einen transzendenten Freiheitsentwurf verengen lässt. Denn mit dem Gegenbegriff der Immanenz wird indirekt die Körperlichkeit des Menschen abgewertet und damit alle Bereiche, die klassischerweise den Frauen zugeschrieben werden: Sexualität, Reproduktion, Abhängigkeit von anderen usw. Doch tendenziell vergessen wird damit auch, dass zur Emanzipation die leiblichen und erotischen Freuden, die Geselligkeit, junge und alte Menschen mit ihren Stärken und mit ihren Schwächen gehören und dass das natürlich nicht nur Sache der Frauen ist.

Der Feminismus sah sich jedoch lange Zeit mit dem Dilemma konfrontiert, sagen zu müssen, wie Frauen EIGENTLICH sind, erstens um auf diese Weise das WIR einer politisch repräsentativen Gruppe konstituieren zu können, und zweitens, um sagen zu können, welche politischen Lösungsansätze die Richtigen sein könnten. Wirklich geändert hat sich an diesem theoretischen Problem eigentlich erst etwas in den 90er Jahren mit der Philosophin Judith Butler. Natürlich und glücklicherweise hat der Feminismus bereits vorher viele politische Probleme in Angriff genommen und viele Rechte erkämpft – erst vor kurzem erschien die Jubiläumsausgabe zum 30jährigen von „Emma“ ...

Doch Butler bringt als erste das theoretische Dilemma der politischen Repräsentation auf den Punkt. Sie schreibt: „Im Grunde herrscht auch kaum Übereinstimmung darüber, was denn die Kategorie ‚Frau(en)‘ konstituiert oder konstituieren sollte.“ Die einfache Formel Biologie = Geschlecht hatte sich schon längst als falsch erwiesen, weil bestehende Machtverhältnisse und Verhaltensweisen sich natürlich nicht auf den Körper zurückführen lassen.

Die Differenzierung in „Sex“ und „Gender“ aus den 70ern half da auch nicht wirklich weiter, da die Differenzierung in das körperliche einerseits und in das soziale Geschlecht andererseits nun erschwerend das Problem der Verhältnisbestimmung beider mit sich brachte. Insbesondere durch die Lesben- und Schwulenbewegung und durch eine stärkere öffentliche Auseinandersetzung mit Transsexualität wurde bald klar, dass weder soziale Geschlechtsidentität noch sexuelle Präferenzen auf das körperliche Geschlecht als „Sex“ zurückführbar sind, ebenso wenig jedoch auf einen klar definierten sozialen „Gender“. Das Begehren und die Wünsche der Individuen verlaufen weder entlang der sichtbaren Körpergrenzen noch entlang der konventionellen Zuschreibung sozialer Geschlechtsidentität.

Butlers Verdienst ist es, gezeigt zu haben, dass der Feminismus in eine Sackgasse gerät, wenn die Kategorie Geschlecht sowie die Mechanismen der Zuschreibung von Weiblichkeit und Männlichkeit selbst nicht problematisiert werden. Während also bis dahin die Kategorie Geschlecht Grundlage der Auseinandersetzung war, wird sie seit Butler explizit zum Gegenstand der Auseinandersetzung. Anders formuliert: Die Antwort war bislang falsch, weil wir die Frage gar nicht richtig gestellt hatten. Hinter dem feministischen Versuch, die gemeinsame Identität von Frauen zu beschreiben, ver-

bergen sich nämlich normative Forderungen: Wenn man sagt, Frauen seien wie Männer oder sagt: Frauen seien prinzipiell nicht wie Männer oder noch ein Drittes, dann verbirgt sich dahinter: So soll eine politisch korrekte Frau sich verstehen. Ebenso funktioniert die patriarchale Zuschreibungstechnik, wenn gesagt wird, Frauen seien rein, unrein, sündig, heilig, verführerisch, mütterlich, etc. Dahinter steht letztlich: So sollen Frauen sich in diesem Zusammenhang verstehen und verhalten – mit den entsprechenden Sanktionen, wenn sie sich verweigern. Butler schreibt: „Meine These ist, dass die unterstellte Universalität und Integrität des feministischen Subjekts gerade von den Einschränkungen des Repräsentationsdiskurses unterminiert wird, in dem dieses Subjekt funktioniert.“ Wir müssen also, kurz gesagt, versuchen, anders über diese Fragen zu sprechen. Das allergrößte Fantasma ist der Glaube, sagen zu können, was Weiblichkeit ist und repräsentiert.

Sie werden feststellen, dass in Bezug auf Männlichkeit die Frage noch nie in dieser Form gestellt wurde, weil sie unproblematisch zu sein scheint, und das ist bezeichnend. Hoffentlich wird das eines Tages auch mit dem Begriff Weiblichkeit der Fall sein, denn die Folgen dieses Fantomas sind leider sehr real und führen weltweit zu nichts anderem als fortbestehender Ungerechtigkeit, Gewalt und zu stagnierenden Feindbildern. Politische Repräsentation sollte helfen, in einer offenen Streitkultur die Interessen der Einzelnen auszutragen und die Gewalt der Fremdzuschreibungen zu unterbinden.

Wenn neuerdings wieder von der Frau an sich die Rede ist, fallen wir in einen fantasmatischen Repräsentationsdiskurs zurück, den der Feminismus aus guten Gründen längst hinter sich gelassen hatte. Denn eigentlich sind die Identitäten von Männern und Frauen heute schon vielfältiger als die alten Fantasmen. Und das ist auch ein Vorschlag, den Butler macht. Wie wäre es denn, wenn wir aufhören würden, danach zu fragen, ob Frauen wie Männer oder Männer wie Frauen werden sollten, und was das eigentlich heißt? Wie wäre es denn, wenn die Geschlechtsidentitäten nicht reduziert, sondern vervielfältigt, also vermehrt werden? Wenn also nicht länger von zwei Geschlechtern ausgegangen wird, sondern von unbegrenzten Variationsmöglichkeiten? Wer sagt überhaupt, dass das Geschlecht das bestimmende Merkmal des Menschen bleiben muss? Warum fragt man bei der Geburt eines Kindes als erstes nach dem Geschlecht und nicht nach der Nasenform oder der Haarfarbe?

Aber seien wir nicht so pessimistisch! Es gibt immer mehr Frauen, die diese Fantasmen hinter sich lassen, die ja - genau gesehen -, erstaunlich fantasielos und stereotyp sind. Die Fantasmen, nicht die Frauen! Da liegt auch eine Chance, sagt Butler. Wer einen begrenzten und stereotypen Wortschatz hat, wird sich immer wieder versprechen. Und diese Pannen führen längerfristig dazu, dass das Vokabular vielfältiger wird. Die fantasmatische Repräsentation von Weiblichkeit ist analog gesprochen ein ziemlich stereotypes Vokabular. In diesem Sinne hoffen wir auf viele produktive VersprecherInnen.

* Zur Autorin:

Heidi Salaverría, geb. 1969 in Venezuela, studierte Philosophie, Kunstgeschichte und Psychologie in Buenos Aires und Hamburg. 2006 Promotion zum Begriff des Selbst im Pragmatismus. Salaverría ist Mitbegründerin der außeruniversitären philosophisch-künstlerischen Performancegruppe "Experiment Philosophie" des Kampnagel-Theaters in Hamburg.

Auswahl der Veröffentlichungen:

- Das Partikulare Selbst. Akademie-Verlag.
- Gedankenbildung zwischen Experiment und Gewohnheit - Ein pragmatistischer Entwurf, in: Martens u. s.: Philosophie und Bildung. Münster.